

Nach «AchtungKunst!» ist «DurchSichtKairo» die zweite Ausstellung im neuen Chamer KunstKubus.
(7. September bis 7. Oktober 2012)

Der Blick weitet sich von der Kunst an Schweizer Strasse - Verkehrsschildern, die aus dem Rahmen fallen – auf die grosse, weite Welt, um auf Kairo, die «Stadt der Tausend Minarette», zu ±fokussieren. Auf die „Mutter der Erde“, wie die mindestens 1200 Jahre alte Megalopolis am Nil auch genannt wird.

«Durchsicht» ist im Falle Kairos und der Bilder Alexandra Weys ein zutreffender Begriff. «Durchblick» dagegen wäre es nicht, würde das doch Verständnis und Erkenntnis suggerieren. Kairo aber ist weder zu fassen noch zu begreifen. Dafür ist die Ägyptens Hauptstadt mit ihren 20 Millionen Menschen schlicht zu ausufernd, zu eng, zu verstopft, zu heiss, zu schmutzig, zu laut, zu lebensfroh, zu alles. Kairo ist die Verkörperung eines funktionierenden Chaos, Beispiel eines überhitzten Kessels, der nicht explodiert, Auswuchs eines Geschwürs, das nicht vergiftet. Denn Kairo ist nicht nur Abgase, Abfall, Hitze, Gedränge, Beton, Sand und Stau. Kairo: Das sind auch seine Menschen, lebendig, erfinderisch, stoisch. Einheimische nennen ihre Stadt im Arabischen gleich wie ihr Land: «misr», d.h. Kairo ist Ägypten und Ägypten ist Kairo, beide untrennbar verbunden.

Nur Eines was ihnen früher nachgesagt wurde, sind sie nicht mehr: gottergeben, unterwürfig oder passiv. Auf Kairos Midan at-Tahrir, dem Platz der Befreiung, habe sie sich gegen Pharao Hosni Mubarak erhoben und dessen verkrustetes Regime innert kurzer Zeit hinweggefegt. Noch weiss niemand, weder am Nil noch anderswo, wohin die demokratische Reise führt und wie sie endet. Sicher ist nur: Was im grössten Land der arabischen Welt passiert, strahlt aus auf die ganze Region.

Wie Ägypten funktioniert Kairo nach dem so genannten IBM-Prinzip: I steht für «Insh'allah» (Möge Gott es richten), B für «bukra» (morgen, manana) und M für «Malesh» (Macht nichts, kein Problem). A la IBM funktioniert in Kairo zum Beispiel die Mogamma, das monumentale Regierungsgebäude am Tahrir-Platz. Untersuchungen zeigen, dass ein ägyptischer Beamter im Schnitt zwischen sieben und 30 Minuten am Tag arbeitet; der Rest der Zeit geht für Zeitunglesen, Koranstudieren, Schwatzen, Teetrinken oder Dösen drauf. Auf rund 80 Millionen Ägypter kommen sechs Millionen Beamte. An Kairos Mogamma kommt keiner vorbei: Ohne abenteuerliche Odyssee durch das riesige Regierungsgebäude ist kein amtliches Dokument zu haben.

Ägyptens Beamte, die zumindest bis vor Kurzem selten mehr als 80 Euro pro Monat verdienen, können sich auf eine Tradition berufen, die bis in die Zeit der Pharaonen zurückreicht.

Unter der Herrschaft Ramses III. im 12. Jahrhundert v. Chr. kam es zum ersten dokumentierten Streit am Nil: Die Arbeiter an den Königsgräbern protestierten dagegen, zu schwere Stein schleppen zu müssen und zu wenig zu essen zu kriegen.

Am IBM-Prinzip orientiert sich ferner auch der berühmte Kairoer Zoo, der 1891 eröffnet wurde und den der osmanische Vizekönig Khedive Ismail seinem Harem schenkte, weshalb der Tierpark auch «Garten des Vergnügens» genannt wurde. Ein Besuch ist zumindest heute ein billiges Vergnügen und kostet umgerechnet 15 Rappen. Gegen genügend Bakschisch dürfen Besucher auch ein Löwenbaby in den Arm nehmen oder dem Nilpferd die Barthaare streicheln. Lokalzeitungen zufolge sind in den vergangenen drei Jahren mehr als 400 Tiere aus dem Zoo verschwunden. Sie wurden von Wärtern, die knapp 20 Euro im Monat verdienen, entweder verkauft oder geschlachtet. In einem Fall stieg ein Metzger über den Zaun und schlachtete zwei Kamele, um deren Fleisch zu verkaufen. Er wurde aber gefasst und zu sechs Jahren Gefängnis verurteilt.

Ganz neu dagegen ist in Kairo der Privatsender Maria-TV, der ausschliesslich Frauen beschäftigt, die den Gesichtsschleier, den «Niqab», tragen, der nur einen schmalen Sehschlitz freilässt. Maria-TV, so benannt nach einer christlichen Frau des Propheten Mohammed, ist Ausdruck der Islamisierung der ägyptischen Gesellschaft, wie radikale Islamisten, in erster Linie Salafisten, sie betreiben. Islamistinnen haben zum Beispiel auch gefordert, Krankenschwestern sollten nur noch mit Vollschleier und Stoffhandschuhen an ein Krankenbett treten dürfen. Dieses Vorhaben hat die Regierung allerdings mit Verweis auf die Infektionsgefahr gestoppt. Nicht, dass das IBM-Prinzip nur schädlich wäre. Dass Not erfinderisch macht, ist in Kairo allerorten zu beobachten: In uralten Taxis, die oft nur notdürftig, dafür aber sehr kreativ zusammengeflickt sind und deren offene Fenster als Air Conditioning gelten. Odr auf Kairos zwei grossen islamischen Friedhöfen, die allgemein als „Stadt der Toten“ bezeichnet werden. In deren Mausoleen und Gräbern hausen seit Generationen Zehntausende Einheimischer. Wobei die städtische Verwaltung die Nekropolis teils mit Wasser, Strom sowie Gas versorgt und auch Postbüros und Polizeistationen unterhält. Unübersehbar sind in der Stadt auch die «Zabbalin». Es sind Christen, die in Slums am Fusse des Mokattam hausen und mit ihren Eselskarren, die an sich verboten wären, Müll sammeln, nach Hause transportieren, sortieren und für ein Trinkgeld an Händler weiterverkaufen. Kairo produziert jeden Tag Tausende von Tonnen Abfall, den zu verbrennen zu kostspielig und zu gesundheitsschädlich wäre. Sonst gibt es keine städtische Müllabfuhr. Wieso auch, wenn es dank der «Zabbalin» billiger geht.

Unternehmergeist war zumindest in den 90er Jahren im Zentrum Kairo vor dem Café Groppi zu beobachten, einem Lokal, das 1892 von einem Tessiner namens Giacomo Groppi eröffnet und das in der Folge zu einem der beliebtesten Treffpunkte einheimischer Künstler und Literaten wurde. Auf dem Trottoir vor dem «Groppi» hatte ein Einheimischer einen Zeitungsstand aufgebaut und dort waren jeweils noch am Erscheinungstag internationale Blätter zu haben, zu einem Bruchteil ihres Verkaufspreises in ihrem Ursprungsland. Ein «Tagi» kostete in meiner Erinnerung umgerechnet etwa 50 Rappen. Und wie kamen diese Blätter noch gleichentags nach Kairo? Der Inhaber des Kiosks kannte Leute am internationalen Flughafen einen Bruder, Cousin oder Neffen, der Flugzeuge putzte und dabei die gelesenen Zeitungen

zusammen sammelte, wieder bündelte und gelegentlich auch glättete. Voilà des Rätsels Lösung. In dieses ausufernde, lebendige, wuslige Kairo, werte Anwesende, ist Alexandra Wey unerschrocken eingetaucht. Wobei es für eine junge, rothaarige Frau sicher nicht immer leicht war, sich als Fotografin in einem traditionellen Umfeld zu bewegen. Weder in Ägypten noch in andern Ländern des Nahen Ostens, in denen Alexandra in den vergangenen Jahren ebenfalls unterwegs war. Nicht, dass die 34-jährige Fotografin die Nähe scheut.

Als langjährige Mitarbeiterin der «Neun Zuger Zeitung» und der «Neuen Luzerner Zeitung» hat sie unter anderem für ein Buch über Cham oder eines über Zug fotografiert, das demnächst erscheint, worüber sie im Übrigen – wie auch über ihre Bilder aus Kairo – gern im persönlichen Gespräch Auskunft gibt. Seit 2006 arbeitet Alexandra Wey als freiberufliche Fotografin mit einem Teilzeitpensum für die Agentur Keystone in Zürich. «DurchSichtKairo» im Chamer KunstKubus ist ihre vierte Ausstellung, klein, aber fein, würde ich unbescheiden sagen. Alexandra Wey nähert sich ihren Sujets in Kairo nicht direkt, sondern sozusagen auf Umwegen an. Sie fotografiert durch Fensterscheiben und fängt Reflexionen ein, die trotzdem Abbilder der Realität und als solche unbearbeitet und unverfälscht sind. Es ist, ohne falsche Sentimentalität in der Tradition des Orientalismus, ein höchst eigenwilliger Blick auf Kairos Menschen und Monumente, eine Optik, die dem flüchtigen, vielschichtigen Charakter der ägyptischen Hauptstadt mit ihren ständig wechselnden Facetten, Silhouetten und Stimmungen gut gerecht wird. Alexandra Weys Aufnahmen lassen jene Magie erahnen, der sich keiner entziehen kann, der

Kairo wachen Auges und offenen Herzens begegnet. Ihre Durchsichten erlauben Einblicke in eine Welt, die vielen fremd erscheint, in Wirklichkeit aber auch unser Befinden spiegelt.

So wünsche ich Ihnen denn viel Vergnügen beim Betrachten der Ausstellung im Chamer KunstKubus. Und ich bin sicher, dass Alexandra Wey einig geht mit einem Bekenntnis des legendären Schweizer Fotografen Robert Frank. Der 87-Jährige, der im Fischerdorf Mabou am Golf von St. Lawrence lebt, hat 1951 in der Illustrierten «LIFE» Folgendes gesagt: «Wenn die Leute meine Bilder anschauen, möchte ich, dass sie das Selbe fühlen, wie wenn sie die Zeile eines Gedichts zweimal lesen wollen.»

Frank wäre nicht Frank, hätte er vor drei Jahren nicht auch gesagt, es gebe heute zu viele Bilder: «Es gibt zu viele Kameras, Wir werden alle beobachtet. Es wird blöd und blöder. Als ob alles, was passiert, bedeutungsvoll wäre. Nichts ist wirklich besonders. Es ist einfach das Leben Wenn alle Augenblicke festgehalten werden, dann ist nichts mehr schön und dann ist die Fotografie vielleicht keine Kunst mehr. Vielleicht ist sie das nie gewesen.»

Ignaz Staub, Nahostkorrespondent des «Tages Anzeiger» 1996 bis 1997, Cham#